



Karl-Heinz Ohlig

Zur Transsubstantiationslehre

Alle drei Jahre verleiht die Stadt Alzey den Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis. Diese „kirchliche“ Schriftstellerin und Lyrikerin ist in Alzey geboren (gest. 1950). In diesem Februar erhielt der Schriftsteller Daniel Kehlmann diesen Preis, seine Dankesrede druckte die FAZ am 02.04.22 auf einer ganzen Seite (S. 16) ab. Diese trägt den Titel „Unter Kröten. Schön wäre es schon: Über die Herausforderung des Glaubens“. Nur im ersten Teil geht es allerdings um den Glauben, der zweite Teil setzt sich mit Elisabeth Langgässer auseinander.

Im ersten Teil nennt Kehlmann Probleme, die er mit dem Glauben hat. Dabei steht die Lehre von der Transsubstantiation im Vordergrund: „Ich wage zu vermuten, dass auch die meisten Menschen, die sich zu Katholiken erklären, kein tief bejahendes Verhältnis zur Idee der Transsubstantiation, also der Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi während der Messfeier haben. Denn nach katholischem Dogma ist es ja wirklich so: Das Brot wird zum Leib des Erlösers, nicht metaphorisch, nicht symbolisch, sondern physisch, im Akt der Verwandlung, wir essen also den Erlöser, und wir trinken sein Blut, zu dem der Wein wirklich geworden ist ...“.

Diese Vorstellung, die tatsächlich viele Katholiken der Kerngemeinden haben, ist recht unerträglich. Sie basiert – auch bei Kehlmann – auf einer Unkenntnis verflüsselter Theologiegeschichte und einer Primitivinterpretation der heute missverständlichen Begriffe. Ich wollte eine Kritik dazu schreiben, aber ich erinnerte mich, dass ich das schon einmal getan hatte, und zwar 1986 in *imprimatur* (S. 64-68). In diesem Beitrag wird dargelegt, dass Transsubstantiation durchaus eine andere Bedeutung hat und heute wohl besser mit „Gedächtnis Jesu Christi in der Eucharistiefeier“ oder „Gegenwart Jesu Christi im Gedächtnis an ihn“ bezeichnet würde. Auch die Begriffe „symbolisch“ oder „zeichenhaft“ wären möglich. Weil der damalige Beitrag wohl weithin vergessen ist, wird er im Folgenden noch einmal abgedruckt.

Was heißt „Transsubstantiation“?

Ein kompliziertes Wort für eine einfache Sache

Mehr als tausend Jahre lang lebte das Christentum ohne den Begriff der „Transsubstantiation“, d.h. der substantiellen Wandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Jesu Christi. Immer aber schon waren sie überzeugt, bei der gläubigen Feier der Eucharistie die wirkliche Gegenwart („Realpräsenz“) des Herrn zu erfahren. Wie haben sie diese Realpräsenz verstanden?

Zunächst einmal fällt auf, dass die schreibfreudigen Theologen des kirchlichen Altertums keine einzige Monographie zu diesem Thema abgefasst haben – das geschah erst in karolingischer Zeit -, obwohl sie sich sonst zu beinahe allem und jedem äußerten. Das hat seinen Grund darin, dass die Realpräsenz kein Problem war. Zu einem solchen wird sie erst, wenn sie auf Brot und Wein, die „Gestalten“ bezogen wird.

Das aber ist im Altertum weithin nicht geschehen. Vielmehr stand ganz im Vordergrund die Eucharistiefeier als ganze, als heilige Feier, in der Jesus Christus in Wort und Zeichenhandlung dem Glaubenden begegnet. Diese reale Gegenwart Jesu Christi in der ganzen Feier wurde im Altertum – vereinfacht – auf eine zweifache Weise verstanden: Einmal in judenchristlichen Kreisen und in der syrischen Kirche nach dem Modell des jüdischen Kultes, in dessen Feiern vergangene Heilsereignisse (Auszug aus Ägypten, Paschah usf.) erinnert (kommemoriert) und in der Erinnerung präsent gesetzt wurden (Geschichtsmemoria, kultische Präsenz vergangener Geschichte). Der Übergang des Christentums in die hellenistische Welt brachte es, zweitens, mit sich, dass Geschichte keinen großen Stellenwert

mehr besaß und an ihre Stelle der Kosmos trat: Gottes Handeln wurde nicht mehr so sehr in der Geschichte lokalisiert, sondern ereignete sich im Einbruch transzendentaler Wirklichkeit in diese endliche Welt hinein. Hier und jetzt wurde – präsentisch – die Realität des Göttlichen erfahren in heiligen Orten, heiligen Zeiten, heiligen Handlungen, vermittelt durch sakrale Priester.

In der Eucharistiefeier trat der Gedanke der Geschichtsmemoria zurück zugunsten der unmittelbaren, präsentischen Erfahrung der Gegenwart des Allherrschers, des göttlichen Logos, im heiligen Mysterium. Allerdings vermischten sich beide Motive – reale Präsenz Jesu Christi durch Erinnerung und durch präsentischen Einbruch des Göttlichen – oft miteinander.

Die Gegenwart des göttlichen Herrn in der heiligen Handlung war nicht schwierig zu deuten, weil für die damalige Zeit ohnehin die sichtbare Welt nur ein schattenhaftes Abbild der allein wirklichen geistigen Welt war. Nichts galt als „realer“ denn die Ideen, der Geist, die Seele. Die „geistliche“ Gegenwart im Zeichen wurde als sehr real empfunden.

Ein neues Denken kündigte sich aber noch in dieser Epoche an: In der seit 200 beginnenden, seit der Mitte des vierten Jahrhunderts sich entfaltenden lateinischen Theologie findet sich ein bisher ungewohntes Interesse an Brot und Wein und was mit ihnen passiert. Die lateinische Vorliebe für Klarheit, Definitionen und definierbare Sachverhalte bewirkte, dass nicht mehr die ganze Mysterienfeier, sondern mehr und mehr „die Sachen“ in den Blickpunkt gerieten. Auf diese, auf Brot und Wein und die Worte des Priesters wurde zunehmend die reale Präsenz Jesus Christi bezogen.

Das griechische Erbe aber war noch so stark, dass es auch jetzt noch weithin bei einer „geistlichen“ Interpretation der Realpräsenz blieb (z.B. Augustinus und auch die römische Liturgie). In manchen Regionen aber fing man an, sie „realer“, sachhafter zu verstehen und – in welchen Vokabeln auch immer – von einer „Wandlung“ zu sprechen (Ambrosius und die mailändische Liturgie).

Das neu entstehende abendländische Christentum war vor allem lateinisch geprägt, und diese Eigenart verstärkte sich im Lauf der weiteren Entwicklung. Deswegen gehört es zu den Erbstücken, die das Mittelalter mitbekommen hatte, die Realpräsenz auf die „Gestalten“ Brot und Wein zu beziehen.

Diese Tradition wurde aber in den folgenden Jahrhunderten immer mehr verstärkt. Hierzu haben verschiedene Faktoren beigetragen, die ihre Wurzeln in der germanischen und keltischen Vergangenheit haben (sie sollen hier beiseite gelassen werden). Vor allem aber hat der Umstand, dass immer mehr – endgültig seit der angelsächsischen Mission (Bonifatius) – die lateinische Liturgie und Kirchensprache die Volkssprachen verdrängte, dazu beigetragen. Kein normaler Christ verstand etwas bei der Messe, nur die lateinisch erzogenen Kleriker. Alle aber konnten Brot und Kelch sehen und empfangen. Die Priester aber sagten ihnen, dass Jesus Christus gegenwärtig sei und von ihnen empfangen werde – was lag da näher, als die Realpräsenz ganz auf die „Gestalten“ zu beziehen und eine „Wandlung“ durch das mächtige Wort der Priester anzunehmen?

So bilden sich bald im Volksglauben recht drastische Deutungen der Realpräsenz durch die Wandlung aus. Es konnte nicht lange dauern, bis diese auch in die Theologie Eingang fanden. Zum erstenmal werden sie literarisch greifbar in einem Buch „Über Leib und Blut des Herrn“ eines Mönchs des Klosters Corbie namens Paschasius Radbertus, der den „Ersten Abendmahlstreit“ (9. Jahrhundert) auslöste: In der Messe geschieht durch das Wort des Priesters ein Wunder „gegen die Natur“, indem er eine Art Neuschöpfung bewirkt; aus Brot und Wein werden Leib und Blut Christi. Der Leib Christi in der Messe aber ist der wirkliche Leib, mit dem er gelebt hat und jetzt im Himmel sitzt.

Allerdings handelt es sich (noch) um eine „innere“ Wandlung (*interius commutatur*), äußerlich bleibt es bei Brot und Wein, und es handelt sich um eine „geistliche“ Wirklichkeit, die nur der Gläubige empfängt.

Anders aber als das Volk war wohl die Mehrheit der Theologen damals stark von der Theologie des Augustinus und somit von einer geistlichen Deutung der Realpräsenz geprägt. Deswegen fand die obige These auch literarische Gegner (Rhabanus Maurus, Ratramnus)

Zwar gebe es eine „Wandlung“, aber diese sei „geistlich und zeichenhaft“ (spiritualiter et figurative).

Aber die Vertreter der theologischen Tradition hatten die Zukunft schon verloren. Der Volksglaube hatte für solche Feinheiten kein Gespür. Wirklich ist wirklich, und deswegen muss auch die Wandlung so verstanden werden. Wie sehr diese Entwicklung weitergegangen war, bezeugt der „Zweite Abendmahlstreit“ im 11. Jahrhundert. Dieser wurde nicht mehr von einem theologischen Vertreter des Volksglaubens ausgelöst, wie noch der erste, sondern von einem Theologen aus augustinischer Tradition.

Berengars von Tours fasste die Wandlung (noch einmal) „symbolisch“ auf. Brot und Wein bleiben, was sie sind. Durch die Einsetzungsworte aber werden sie zu Zeichen (figura, similitudo, signum) für die Gegenwart Christi und verweisen auf eine geistliche Wirklichkeit, die sich im Glauben ereignet, die Gegenwart des Herrn. Berengars fand heftige Gegnerschaft (Erzbischof Lanfrank von Canterbury): Es gibt eine wirkliche Verwandlung in den realen Jesus Christus, auch der Ungläubige empfängt deswegen Christus. Berengars wurde auf einer römischen Synode verurteilt (1059) und musste ein Bekenntnis unterschreiben: „Brot und Wein sind nach der Konsekration nicht nur ein Zeichen, sondern auch wahrhaftiges Fleisch und Blut unseres Herrn Jesus Christus, dieser wird sinnlich, nicht bloß zeichenhaft, sondern in Wahrheit durch die Hände der Priester angefasst, gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zerkaut.“

Als der arme Berengars wieder zuhause war, widerrief er seine Unterschrift und wiederholte seine Thesen in einem Buch. Der neue Papst Gregor VII. neigte persönlich den Auffassungen Berengars zu, musste ihn aber auf Druck seiner Gegner auf einer Synode 1079 noch einmal verurteilen und zur Unterschrift zwingen, diesmal unter einer Formel, in der zum ersten Mal kirchenamtlich von einer „substantiellen“ Wandlung (substantialiter converti) die Rede ist.

Der Volksglaube hatte gesiegt, die beiden römischen Formeln verbreiteten sich in der lateinischen Kirche und wurden überall zum Ausgangspunkt der Theologie. Es ist der beinahe einzige Fall, in dem Augustinus sich nicht durchsetzen konnte.

Zwar gab es auch später noch Versuche einer gewissen Abschwächung des Wandlungsbegriffs (z.B. Abälard und einige Schüler, die die Grundlagen der späteren Konsubstantiationslehre legten), aber es blieb im Wesentlichen bei einem recht drastischen Wandlungsbegriff, der lediglich bei Überlegungen zum heilbringenden Empfang ein wenig modifiziert wurde (nur wer glaubt und liebt, empfängt Jesus Christus zu seinem Heil). Die philosophische Reflexion der Wandlung führte dazu, diese mehr und mehr als Wandel in den Substanzen anzusehen, wobei die Qualitäten bestehen bleiben. Jetzt auch erst setzte sich die Meinung durch, der ganze Jesus Christus sei in jeder Gestalt, also auch nur im Brot und nur im Wein, vollständig vorhanden, so dass die Kommunion unter einer Gestalt sich zu verbreiten begann.

Dennoch aber brauchte es seine Zeit, bis aus all diesen Anschauungen eine verbindliche Lehre wurde. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verbreitete sich der Begriff „transsubstantiatio“ (den Roland Bandinelli, später Papst Alexander III., zum erstenmal 1140 als Substantiv in einer juristischen Schrift verwendet hatte); förmlich dogmatisiert wurde er vom Vierten Laterankonzil 1215: Jesus Christus ist unter den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig „nachdem das Brot in den Leib und der Wein in das Blut Christi verwandelt wurden“ (transsubstantiatis pane in corpus et vino in sanguinem).

Damit war die Sache entschieden. Ganz neue Frömmigkeitsformen kamen auf, die um die Anbetung der konsekrierten Hostie kreisten: Man bewahrte sie von jetzt an in Sakramentshäuschen oder Tabernakeln auf, erfand die Monstranz, um sie zeigen zu können, bei der Messe wurde (bei Wandlung und „Durch ihn und in ihm ...“) die Hostie sehr lange hochgehoben, 1264 wurde das Fronleichnamfest eingeführt und ab 1330 mit Prozessionen verbunden usf.

Die Reformatoren nahmen im 16. Jahrhundert Anstoß an den oft absurden Frömmigkeitsformen und an der Transsubstantiationslehre. Vor allem haben sie den Gedanken der Realpräsenz wieder ausdrücklich mit dem Glauben und der Eucharistie als Mahl verbunden (so dass davon unabhängige Kultpraktiken entfielen). Untereinander aber unterschieden sie sich stark: Calvin und vor allem Zwingli sahen die Realpräsenz

grundlegend als eine geistliche Wirklichkeit an, für die Brot und Wein (und Worte) nur Zeichen sind, während Luther sie „realer“ (?) verstand und zu ihrer Charakterisierung auf den mittelalterlichen Begriff „Konsubstantiation“ zurückgriff (Brot und Wein bleiben, was sie sind; aber es tritt eine neue, zweite „Substanz“ dazu: der wirkliche und leibhaftige Jesus Christus). Gegen die Reformatoren bekräftigte noch einmal das Konzil von Trient die Transsubstantiationslehre.

Dieser knappe – und sehr vereinfachte – Überblick mag hier genügen. Jetzt soll es, wiederum in aller Kürze, um die Frage gehen, was denn „trans-substantiatio“ bedeutet. „Sub-stare“ heißt auf latein „darunter oder zugrunde liegen“. Dieser Begriff hat damals ganz allgemein die letzte Wirklichkeit jeden Seienden charakterisiert im Unterschied zu seinen Qualitäten. Ein Tisch ist substantiell ein Tisch, sei er in den Qualitäten noch so verschieden (drei- oder vierbeinig, aus Holz oder Stein, hoch, niedrig usw.). „Verwandelt“ werden also in der Messe nicht Qualitäten von Brot und Wein, diese bleiben, sondern deren Substanz; an ihre Stelle tritt auch „nur“ die „Substanz“ Jesus Christi, nicht dieser konkrete Mensch mit seinen faktischen Qualitäten. Allein schon dieser Begriff brachte also einen Fortschritt gegenüber den drastischen Vorstellungen des Volksglaubens und der Synode von 1059 (vgl. o.).

Der Terminus „Substanz“ wurde im Mittelalter auf alles Mögliche angewendet, auch auf Wirklichkeiten, bei denen wir dies heute nicht mehr ohne Weiteres tun. Was darunter zu verstehen ist, ergibt sich aus der jeweiligen Anwendung. In unserem Fall aber ist von der „Substanz“ von Brot und Wein gesprochen, die in die Jesu Christi „gewandelt“ wird.

Hier muss also an etwas Anderes gedacht sein als etwa bei einer „Wandlung“ von Blei in Gold. Letztere sind unabhängig vom Menschen existierende Elemente, sie finden sich in der Natur; von Brot und Wein kann man dies nicht sagen. Es „gibt“ sie nur, weil es die Menschen gibt; von ihnen sind sie geschaffen: In einer langen Kulturgeschichte brachten sie es fertig, durch Ackerbau und Veredelung Getreide zu züchten, dieses zu Mehl zu verarbeiten und zu Brot zu backen. Und die Kultivierung des Weinstocks und die Herstellung von Wein sind noch mehr Produkt menschlichen Handelns.

Was bedeutet das? Brot und Wein sind in ihrer letzten Realität, in ihrer „Substanz“ keine Größen, die unabhängig vom Menschen existieren. Ohne ihn – etwa für eine Maus – handelt es sich nicht um „Brot“ und „Wein“. Ihre „Substanzialität“ wird getragen von der menschlichen Kulturgeschichte, sie erst „macht“ Brot und Wein zu dem, was sie sind. Anders gesagt: Die „Substanz“ von Brot und Wein besteht – unabhängig noch von den jeweiligen Qualitäten – in einer Relation der Menschen zu diesen Gegenständen, die sie selbst hervorgebracht haben zur – kultivierten – Stillung von Hunger und Durst (Diese „relationale Substanzialität“ ist auch der Grund für die Schwierigkeiten, die Afrikaner oder Asiaten mit Brot und Wein in der Eucharistiefeyer haben: in ihren Kulturen sind Brot und Wein unbekannt, deswegen kommt aus ihren Reihen immer wieder der Vorschlag, andere Zeichen zu benutzen, z.B. Reisfladen und Reiswein o.ä.).

Vergleichbares gilt auch für die „Substanz“ Jesu Christi. Hierbei ist ja nicht der Mensch Jesus „als solcher“ gemeint, der ja eine – von uns unabhängige – Substanzialität besitzt, sondern Jesus Christus, also Jesus, insofern er von uns als Christus geglaubt wird. Jesus ist nur für den der Christus, der an ihn glaubt; der Glaube „macht“ aus Jesus: „Jesus Christus“. Deswegen hielt selbst die mittelalterliche Theologie in der Regel daran fest, dass ein Ungläubiger in der Eucharistie nicht Jesus Christus empfangen könne. Jesus kann man auch „bloß historisch“ commemorieren, wie Cäsar oder Sokrates; erst durch den Glauben aber gibt es das Gedächtnis Jesu Christi, seines heilbringenden Leidens und Sterbens.

Daraus folgt, dass die „Substanzen“, die in der Eucharistiefeyer „gewandelt“ werden, relationale Substanzen sind. Eine anthropologische Relation (die der Kulturgeschichte) wird durch eine andere (die der Jesustradition oder des Glaubens) ersetzt (oder nach Luther ergänzt): Was „normalerweise“ in unserem Kulturraum zentrale Elemente eines halbwegs festlichen Mahles sind, Brot und Wein, und zum (kultivierten) Stillen von Hunger und Durst dient, verliert durch den Gebrauch in der Eucharistiefeyer und die Kommemoration des Abendmahlsberichts diese Funktion und wird für uns Leib und Blut Christi. Wir essen und trinken Brot und Wein – in der Eucharistiefeyer – nicht so, wie wir es sonst tun, und nicht zum gleichen Zweck, zur Stillung von Hunger und Durst. Wir feiern Mahl zur Erinnerung

Jesu Christi. Durch den Glauben und für die Glaubenden sind Brot und Wein dann nicht mehr „Brot“ und „Wein“, sondern Vehikel der präsentischen Gemeinschaft mit Jesus Christus. An der Transsubstantiationslehre ist also nichts Mirakelhaftes festzustellen, erst recht ist sie nicht etwas, dessen der Katholik sich schämen müsste. Zwar legen die Begrifflichkeiten viele Missverständnisse nahe und laden zum Missbrauch ein, und vor allem sind sie unnötig kompliziert. Die Sache ließe sich auch einfacher sagen. Der Substanzbegriff hat sich – gegenüber dem Mittelalter – verändert, man sollte ihn nicht mehr gebrauchen. Die Kompliziertheit hat nicht ihren Grund in der Tiefe eines Mysteriums, sondern in der kulturgeschichtlich bedingten Blickverengung von der ganzen Feier als Gedächtnisses Jesus Christi auf die Elemente. Dadurch wird es unausweichlich, die alte Lehre von der Realpräsenz Jesus Christi in der Feier der Eucharistie exklusiv auf Brot und Wein zu beziehen. Allen Versuchungen aber des mittelalterlichen Volksglaubens zum Trotz ist mit der Transsubstantiationslehre damals gewissermaßen das Beste aus der vorgegebenen Situation gemacht worden. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen und muss nicht schamhaft verschwiegen werden. Nur: es muss beim Wort genommen und durchdacht werden. Danach mag man die Bedingtheit und Kompliziertheit der Sprache hinter sich lassen und – ohne „die Sache“ aufzugeben – einfacher und umfassender, im Blick auf die ganze Mahlfeier, formulieren.